

## Kritik in Kürze

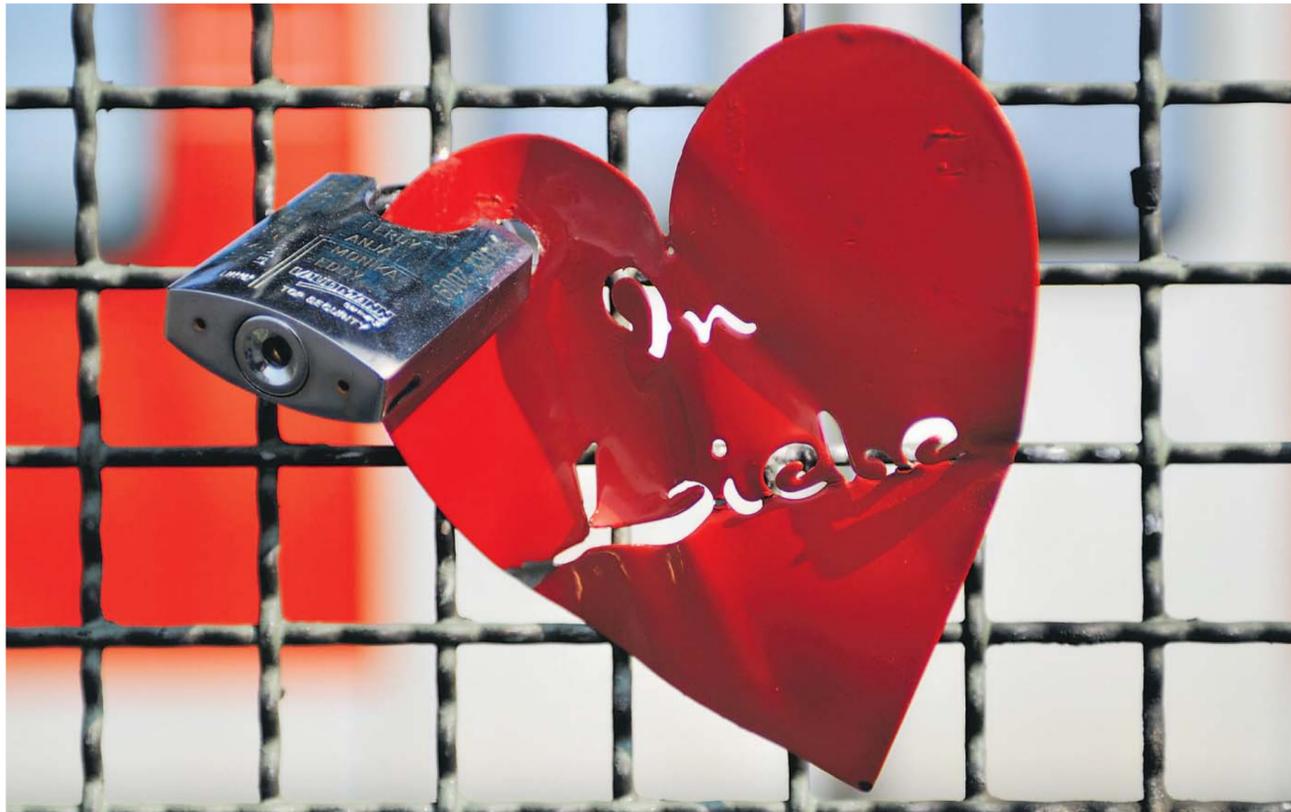
## Selbstbegegnungen

Seit fünfzehn Jahren muss Deutschlands deutschester Dichter Umwege laufen, um sich nicht selbst zu begegnen: sich selbst als Monstrum. Der Peter-Lenk-Brunnen in Überlingen zeigt Martin Walser auf ächzendem Gaul inmitten vertrockneter Jungfern. Aber was soll sich Walser als *homme de lettres* mit Betonkarikaturen abgeben, wo er doch weiß, was „überhaupt das Medium der Selbstbegegnung“ ist: das Buch selbstredend, das der Leser ins Leben ruft – „aus schwarzweißen dimensionslosen Buchstabenanordnungen schaffen wir Farbe, Geruch, Bewegung und Klang“. Das Seelenduell mit der Literatur ermöglicht es, so heißt es im Nachwort, „der Welt mit einer Gegenwart standzuhalten“. Selbst Ungeziefer sei vor dem mit George und Stifter imprägnierten zurückgeschreckt: „Möglicherweise ist die Ausdünstung des Lesenden für Läuse nicht attraktiv.“ Vollends zum Selbstgespräch wird die Lektüre, wenn es, wie in den vorliegenden *Aperçus* und *Miszellen*, auch noch um die Konstitution des Ich geht. Die vorherrschende Denkbewegung ist die des konstruktiven Misstrauens gegen die Selbsterkenntnis, der Aufrichtung im Zweifel: „Die Kunst ist mächtiger als die Erkenntnis, denn sie will das Leben, und jene erreicht als letztes Ziel nur – die Vernichtung“ (Nietzsche), „je mehr Bewusstsein, desto intensivere Verzweiflung“ (Kierkegaard). Dass es sich hier um die Neuauflage eines in Antiquariaten für wenige Cent zu habenden Suhrkamp-Bändchens aus dem Jahre 1992 handelt (als der Gaul erst leise ächzte), macht dieses Spiegelkabinettstückchen nur um eine Selbstbegegnung reicher. („Wer kennt sich schon?“ *Ausgewählt und mit einem Nachwort von Martin Walser*. Berlin University Press, Berlin 2014. 160 S., geb., 19,90 €.)

## Kürzestgeschichten

Wie viel darf man wegmeißeln, damit eine Erzählung gerade noch eine Erzählung ist? Besonders die Amerikaner haben sich in der kurzen Form geübt – in der deutschen Gegenwartsliteratur, so hat man manchmal das Gefühl, ist sie verpöht, gilt als wenig reflektiert. Der 1970 nahe Halle an der Saale geborene Mario Schneider, der exzellente Dokumentarfilme wie „Heinz und Fred“ gedreht hat, wagt sich in seinem erzählerischen Debüt nun an die kürzeste Form: Der Text von „Tiefsee“ umfasst kaum mehr als eine Druckseite und beschreibt das Wiederöffnen einer lange nicht betretenen Kammer unter der Treppe, in die der Erzähler mit seiner Taschenlampe hineinleuchtet: „Ein kühler Roboterblick, wie ins Wrack der ‚Titanic‘. Was dort zwischen Bananenkartons und CD-Hüllen unter Staubschichten schlummert, ist so herausgemeißelt, dass der Leser gerade nur das Nötigste sieht: ein Paar Ballettschuhe, gemacht für sehr kleine Füße; ein blitzartiger Einbruch aus Erinnerung und surrealem Erleben – und schon tut sich hinter der Treppenkammer ein Abgrund der traurigen Geschichte dieser Kinderschuhe auf, die nicht erzählt, sondern nur angedeutet wird. Das ist klassisches Hemingwayesches „Eisbergprinzip“. Auch andere Kürzestgeschichten des Bandes – ein junger Mann trifft ein Callgirl, auf einem Schwangerschaftsunterschied befindet sich ein „White Spot“ – eröffnen solche Tiefsee-Räume, bei manchen ragt der Eisberg noch ein Stückchen zu weit aus dem Wasser. (Mario Schneider: *„Die Frau des schönen Mannes“*. Erzählungen. Mitteldeutscher Verlag, Halle 2014. 160 S., br., 12,95 €.)

## Literatur



Der Keuschheitsgürtel des 21. Jahrhunderts? Das Liebessymbol an einer Kölner Brücke ist jedenfalls keine Frage von Muskelfunktion und Schlagfrequenz.

Foto Markus Keller

## Herzenssache Vergangenheit

Hätte, hätte, Fahrradkette: Gregor Sander schreibt seine DDR-Geschichte von Flucht, Schuld und Liebeswarr im Konjunktiv II – ein Buch nicht nur für SPD-Kanzlerkandidaten.

Warum ausgerechnet diese Frau nicht fortgehe, während er doch seine bisherigen Freundinnen nach ein paar Monaten oder wenigen Jahren stets dazu gebracht habe, ihn zu verlassen? Paul muss eine Weile über diese Frage seiner Psychologin nachdenken, und der Leser tut dies mit ihm, nicht nur weil Astrid, genannt Assi, dem ersten Anschein nach von ähnlicher Liebesswürdigkeit ist wie ihr Spitzname. Die Frage bleibt präsent, denn Verlassen und Verlassenwerden ist das zentrale Motiv des Romans „Was gewesen wäre“. Gregor Sander, wie stets in unaufgeregter Tonlage, lotet dieses Motiv erzählerisch aus.

Wie schon in seinem Debütroman „Abwesend“ und in verschiedenen seiner Erzählungen betreibt Sander auch diesmal literarische Archäologie. Der Gegenstand, den der 1968 in Schwerin Geborene freilegt, ist bekannt: die DDR. In „Was gewesen wäre“ verschneidet Sander das Leben der neunzehnjährigen Astrid im ostdeutschen Neubrandenburg der achtziger Jahre mit ihrem heutigen Dasein als mittlerweile geschiedene Mutter von zwei Kindern und Ärztin. Ihr Fachgebiet: Herzkrankheiten.

Paul, ihr neuer Freund, hat Astrid zum vierundvierzigsten Geburtstag eine Reise nach Budapest geschenkt, nicht zuletzt, weil er hofft, auf diesem Wege ein wenig mehr über ihre Vergangenheit zu erfahren. Während der westdeutsche

Mann begeistert ist von dem maroden Charme des Gellert-Hotels, in dem beide absteigen, reagiert Astrid allergisch auf jedes Überbleibsel des Ostens, das sie hier zu entdecken meint. Als sie noch dazu gleich am ersten Abend im Hotelrestaurant ihre Jugendliebe Julius erblickt, ergreift Astrid nachgerade panisch die Flucht, zumindest für diesen Abend.

Gregor Sander legt die Spuren so, dass die Annahme naheliegt, in den Kapiteln aus Astrids Ost-Geschichte werde sich nach und nach der Grund für ihre Abwehr all dessen offenbaren, was mit dieser Vergangenheit zusammenhängt. Allerdings geschieht das nicht. Zumindest nicht auf eine Weise, die Astrids Verhalten plausibel erscheinen lassen würde.

Ihre Liebe zu dem eigensinnigen Julius, dem Sohn einer in der DDR mit Ausstellungsverbot belegten Künstlerin, mag keine glückliche gewesen sein, so dass Astrid sich schließlich für die Beziehung mit einem einigermaßen drögen Kommilitonen entschieden hat. Das allerdings hatte, so wie Sander es erzählt, keinen Einfluss auf ihre Haltung der DDR gegenüber, die durchaus positiv war.

Mit aller Entschiedenheit hat Astrid damals die Möglichkeit ausgeschlagen, von einem Westbesuch bei der mittlerweile in die Bundesrepublik ausgewiesenen besten Freundin nicht zurückzukehren. Und das ausgerechnet an dem Tag, als Julius von seinem in der Bundesrepublik lebenden Halbbruder in einem Campingmobil über Ungarn und Jugoslawien aus der DDR geschmuggelt werden sollte.

Dass Astrid ihn im Westen nicht erwartet, wird in „Was gewesen wäre“ als eine Schuld ausgegeben, die sie bis zu dem Moment, wo sie Julius fünfundzwanzig Jahre später im Gellert-Hotel wieder sieht, mit sich trägt. Sander entwickelt in seiner erzählerischen Konstruktion allerdings ein schwerwiegendes Knirschpotential: Warum sollte Julius, der, abgese-

hen von ein paar sporadischen Plänkeleien, ganz offensichtlich längst kein Interesse mehr an Astrid hatte, ihrretwegen in den Westen gekommen sein? Und warum sollte sie, die doch um diesen Umstand weiß, sich Julius gegenüber verantwortlich fühlen?

Die Tatsache, dass sich diese Flucht im Nachhinein als von der Stasi eingefädelte Aktion entpuppen sollte, in der fatalerweise auch Astrids Freundin eine unschöne Rolle gespielt hat, mag der Flucht von Julius einen bitteren Beigeschmack verleihen. Und deshalb liegt vermutlich doch eben hier der Grund für Astrids Abwehr gegenüber allem, was an Erinnerungen, an Gerüchen, an Fragen aus dieser Zeit in die Gegenwart hinüberschwappt. Sie möchte an nichts erinnert werden, das mit Schmerz oder Bedauern verbunden ist.

Tatsächlich nämlich ist Astrid diejenige, die immerzu verlassen worden ist in ihrem Leben, ohne je selbst in der Lage gewesen zu sein auszubrechen. Vielleicht ist es das, was sie so harsch hat werden lassen. Und vielleicht ist ihr abgeklärter Ärztinnenblick nur der Schutzschild, den sie sich zugelegt hat, um die Trauer über diese Verluste erträglicher erscheinen zu lassen. Der Ausweg, um alle Sentimentalität im Keim zu ersticken.

Wohl deshalb hat der Konjunktiv II, der sich im Titel des Romans findet, in Astrids Denken keinen Platz. Im Gegenteil haben gerade die Kapitel aus ihrer Neubrandenburger Jugend über weite

Strecken nachgerade den Duktus von Protokollen, in denen möglichst nüchtern noch einmal das Geschehene nachgezeichnet wird und bewusst kein Raum für Spekulationen darüber bleibt, wie das eigene Leben anders hätte verlaufen können. Das fällt umso mehr ins Auge, als diese Kapitel in der ersten Person erzählt werden, während die Passagen aus dem

## Morgen auf unserer Literaturseite

Michael Krüger: Ernst Jüngers Feldpostbriefe in die Heimat

Lena Bopp: Ein Panorama des Jahres 1914 von Jean Echenoz

heutigen Budapest in der dritten Person stehen und noch dazu – etwas inkonsistent – zwischen Paul und Astrid abwechseln. Astrid mag Herzspezialistin sein. Gegen ihre eigenen Verengungen, die des Herzens und die der Perspektive, kommt sie nicht an, weil sie nicht physiologischer Natur sind. Symptomatisch ist eine Szene, in der Astrid, die während ihrer Budapest-Reise schließlich doch noch mit Julius zusammentrifft, von dessen Affäre mit der Frau eines Künstlers erfährt. Die beiden Frauen sitzen zusammen. Die andere gesteht ihr: „Mein Herz schlägt für ihn. Mehr, als mir lieb ist“, woraufhin Astrid ihr einen kleinen Vortrag über die Funktionen und Schlagfrequenzen dieses Muskels hält, den man Herz nennt. Die andere Frau ist konsterniert.

Der Leser, der Astrid schon eine Weile begleitet hat, ist es zu diesem Zeitpunkt schon längst nicht mehr. Die Kombination dieser spröden Heldin mit der äußerst zurückgenommenen Sprache Gregor Sanders, die in diesem Roman alles in allem doch etwas blass geraten ist, lässt den Leser eher desillusioniert zurück. WIEBKE POROMBKA



Gregor Sander: „Was gewesen wäre“. Roman.

Wallstein Verlag, Göttingen 2014. 236 S., geb., 19,90 €

## Neues Sachbuch

## Bericht aus dem Lager

Julius Margolins Buch über das Leben im Gulag

Die Geschichte, die Julius Margolin zu erzählen hat, ist unglaublich, schmerzhaft und bewegend. So sehr, dass man sich wundert, wie dieser leidgeprüfte Mann seinen feinen Humor bewahren konnte. „Ich bin nicht mit Intourist nach Russland gefahren und auch nicht in einer dunklen Nacht über die Grenze gegangen“, schreibt er im Vorwort seiner „Reise in das Land der Lager“: „Ich war Tourist einer dritten, ganz besonderen Art.“ In diesem Buch beschreibt Margolin die sechs Jahre seiner Haft in einem sowjetischen Lager am Weißmeer-Ostsee-Kanal. Lange war dieses Buch vergessen, und als es 1965 erstmals in Deutschland erschien, waren einige Kapitel weggelassen worden. Nun liegt es vollständig und in einer neuen Übersetzung vor.

Margolin wurde 1900 in Pinsk geboren, das zwischen 1921 und 1939 zu Polen, dann zur Sowjetunion gehörte. Pinsk war typisch für eine lebendige multiethnische und -konfessionelle Kultur. Die Stadt war bis zum Zweiten Weltkrieg jüdisch geprägt, und auch Margolin stammt aus einer gebildeten jüdischen Familie. 1929 promovierte er zu einem philosophischen Thema in Berlin, lebte dann mit seiner Frau im polnischen Lodz. Als überzeugter Zionist zog es ihn 1936 nach Palästina. Als er 1939 in seine ehemalige Heimat reiste, um Verwandte zu besuchen, wurde ihm das zum Verhängnis. Am 1. September hatte Deutschland Polen überfallen. Aufgrund des Hitler-Stalin-Paktes besetzten die sowjetischen Streitkräfte den Osten Polens, so auch die Stadt Pinsk. Als überzeugter „Westler“ und polnischer Staatsbürger war Margolin den Sowjetbehörden ein Dorn im Auge. Er wurde verhaftet und zusammen mit Tausenden Gefangenen in den Norden Russlands verfrachtet, zu den Ufern des Onegasees.

Beschreibungen des Lagerlebens nehmen den Großteil des Buches ein. Margolin liefert eine Studie des Gulags, beschreibt den Alltag, die Arbeitsabläufe, die Machtverhältnisse unter den Häftlingen und Behörden. Er führt vor Augen, wie das Gulag-System die Identität der Häftlinge zerstörte und woran Gefangene sich klammerten, um ein Stück ihrer Individualität zu erhalten. Nach Kriegsende wird Margolin schließlich entlassen. 1946 kann er nach Tel Aviv zurückkehren, zu seiner Familie, die die ganze Zeit im Unklaren über sein Schicksal gewesen war. 1949 erscheint sein Bericht auf Französisch, 1952 in den Vereinigten Staaten auf Russisch, sechzehn Jahre bevor Alexander Solschenizyn mit seinem Roman „Der erste Kreis der Hölle“ der Weltöffentlichkeit das Gulag-System vor Augen führt.

Margolins Buch ist ein herausragendes Zeitdokument, ein Zeugnis großer menschlicher Stärke, nie verbittert, immer den Weg zur Hoffnung suchend. Es ist ein großes Glück, dass es nun vollständig zu lesen ist. INGO PETZ



Julius Margolin: „Reise in das Land der Lager“.

Aus dem Russischen von Olga Radetzka. Suhrkamp Verlag, Berlin 2013. 638 S., geb., 39,- €.

www.fischerverlage.de

Uwe Kolbe liest  
25.2. Berlin, Literarisches Colloquium  
26.2. Berlin, Autorenbuchhandlung am Savignyplatz  
27.2. Berlin, Georg-Büchner-Buchhandlung  
28.2. Stuttgart, Literaturhaus / 4.3. Hamburg, Literaturhaus  
Weitere Termine unter [www.fischerverlage.de/termine](http://www.fischerverlage.de/termine)

## Eine Vater-Sohn-Geschichte zwischen Glaube, Hoffnung und Lüge

Dies ist die Geschichte einer maßlosen und erschreckenden Verstrickung: Ein Vater, der in den Osten ging, ein Sohn, der Karriere macht. Fortan umkreisen sich die beiden, nur langsam ahnt man, welchen Kampf sie miteinander führen.

384 Seiten, gebunden, ca. € (D) 21,99

Ein Buch von S. FISCHER



S. FISCHER

